

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 33 (1929-1930)
Heft: 16

Artikel: Gerda Reichwein : ein Frauenschicksal : Roman [Fortsetzung]
Autor: Eschmann, Ernst
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-669860>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 11.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Am häuslichen Herd.



XXXIII. Jahrgang.

Zürich, 15. Mai 1930.

Heft 16

Zur Maienzeit.

Wie ich dich liebe,
Selleuchtender Tag;
Wie ich dich suchte
Am Wald und im Hag!

Herz mich und küß mich,
Waldblenziger Duft,
Trage zum Himmel
Mich, morgige Luft.

Lag ich in Banden,
Umdämmert und bang —
Immer noch träum' ich
Von deinem Gesang.

Träumte dem Mar gleich,
Im Horste verschneit;
Eng war das Herz mir —
Nun wird es so weit.

Reich mir den Becher,
Waldefeuumkränzt,
Laß mich ein Aug' schaun,
Das gläubig mir glänzt.

Trug ich im Winter
Viel Sorge und Leid —
Du zeig den Pfad mir
In fröhliche Zeit.

Rauschend vom Berge
Stürzt nieder die Flut,
Weltweit und einsam
Singt Lerche sich Mut.

Bald such' ich aufwärts
Die Liebe, bald hier —
Sonne, dir folg' ich,
Du führst mich zu ihr.

Heinrich Hart.

Gerda Reichwein.

Ein Frauenschicksal. — Roman von Ernst Eschmann.

16. Kapitel.

Es war wieder Frühling. Er meldete sich mit Krankheiten und Gebrechen aller Art. Die Luft war trocken. Staub wirbelte auf. Der Föhn tat seine unselige Wirkung. Er fegte wohl den Himmel rein und machte, daß die Berge so zaubervoll leuchteten wie lange nicht mehr. Sie schienen der Stadt näher gerückt zu sein. Jedes Spitzchen war deutlich zu erkennen. Jedes Lännchen am Horizont wies seine scharfe Silhouette. Das Wasser des Sees war bewegt.

Die Menschen litten. Bleischwer waren die Glieder, der Wille gelähmt, und eine unver-

ständige Trostlosigkeit legte sie lahm in allem ihrem Tun und Schaffen.

Niemand spürte die Wirkung dieses unheimlichen Windes so sehr wie Vater Reichwein. Am liebsten würde er an solchen Tagen daheim auf dem Berge bleiben und abwarten, bis er wieder Lust hatte, sich der Geschäfte anzunehmen. Aber das ging doch nicht. Er durfte die Flügel nicht hängen lassen. So nahm er eines Morgens alle Kraft zusammen und raffte sich auf. Er ließ sich Zeit und stieg gemächlichen Ganges in die Stadt. In der Gerne lag viel Arbeit bereit. Das gab Zerstreuung und lenkte ab von den

schweren Gedanken, die ihn seit gestern mehr als je heimsuchten. Das Bureau war weit und geräumig. Aber wie gefangen kam sich Reichwein vor. Unruhig ging er auf und ab und öffnete ein Fenster. Dann setzte er sich ans Pult, um etliche Briefe zu erledigen. Die Buchstaben schwammen ihm vor den Augen, und es war ihm, als ob es dämmerte. Im Kopfe begann es furchtbar zu hämmern, und eine Bangigkeit befiel ihn, daß er nicht wußte, was geschah.

Martin Schindler ging hin und wieder. Das Telephon läutete. Eine Verkäuferin kam und fragte etwas. Ein Reisender meldete sich an. Und allen hätte Reichwein Auskunft geben sollen. Es war zum Verzweifeln.

„Ist Ihnen nicht wohl?“ fragte besorgt der Profurist.

Reichwein ließ sich in seinem Stuhl nieder und starrte ins Leere. „Ich muß warten, bis es vorüber ist.“

„Soll ich dem Doktor berichten?“

Der Kranke gab Schindler keine Antwort. Aus stieren Augen starrte er ihn an. Nun sank er plötzlich zurück, und ein unheimliches Stöhnen und Wimmern entrang sich seinen Lippen. Schindler kam gesprungen, Buchhalter und Expediente rannten herbei. Man holte Wasser und bespritzte den Prinzipal. Er ließ mit sich geschehen, was sie unternahmen. Das Röcheln wollte nicht aufhören. Sie riefen ihn beim Namen. Er gab keine Antwort. Er wußte wohl nichts mehr von sich.

Eine große Aufregung bemächtigte sich der ganzen Gewe. Man flüsterte, man eilte erschrocken aneinander vorbei. Martin Schindler stand unermüdlich am Telephon. Er hatte Doktor Oberholzer daheim nicht finden können. Auch Gerda war sofort verständigt worden. Sie ließ daheim alles liegen und stürmte in die Stadt. Sie war in einer furchtbaren Aufregung. Was war mit dem Vater geschehen? Nun war es doch gekommen, wie er schon selber befürchtet hatte. Sie hatte es ihm ausreden wollen, er aber wußte es besser als sie.

Es mußte nicht gut stehen. Schindler hatte ganz verwirrt gesprochen. Sie wußte eigentlich nicht, was vorgefallen war. Nichts Rechtes war aus ihm herauszubringen gewesen, und als sie ihn noch etwas fragen wollte, hatte er schon abgehängt.

Der Weg kam ihr schrecklich lang vor. Ob sie nicht bald am Ziele war?

Vor ein paar Tagen waren sie noch beisammen gewesen. Der Vater hatte mit dem Franzel gespielt. Er hatte gute Hoffnung und meinte, es werde bald alles ins Geleise kommen. Wie schade, daß sie ihm die Pläne zum neuen Haus gezeigt hatte! Sie mußten ihn aufgeregt haben. Er hatte zwar nicht viel dazu bemerkt. Nur einmal hatte er mit Lachen gesagt: „Wohl wohl! Der Sigmund hat's gut im Sinn!“ Dann waren sie auseinander gegangen, und sie hatte den Vater noch fast bis heim in die Reblaupe begleitet. Er war nicht gut zu Fuß gewesen. Ein paar Mal mußte er stille stehen, und wenn sie ihn fragte: „Hast du Herz klopfen?“ hatte er es nicht einmal gelten lassen. Er hatte gewiß viel mehr gelitten, und um ihr nicht Angst zu machen, schwieg er und tat, als wollte er die Aussicht genießen.

Wie sie ihn antraf?

Gerda zitterte. Der Schreck setzte ihr mächtig zu. Als sie im Geschäftshaus angekommen war, eilte sie durch den Laden und hinauf über die Treppe. Hinter ihr drein folgte just Doktor Oberholzer.

Miteinander betraten sie das Kontor, in dem Vater Reichwein immer noch bewußtlos und stöhnend lag. Martin Schindler hatte ihm mit ein paar hilfsbereiten und praktischen Leuten ein Lager bereitet.

„Schauen Sie, Herr Doktor, das linke Bein!“ bemerkte er. „Wie wir ihn hinlegten, fiel es kraftlos herunter.“

Oberholzer trat zum Patienten und setzte eine ernste Miene auf.

Gerda weinte.

Der Arzt sah gleich, was sich ereignet hatte.

„Ein Schlaganfall!“

„Wird's nicht noch gefährlicher kommen?“

„Wer kann es wissen?“

Sie umstanden den Patienten.

„Und niemand ist zu Hause als die Marei,“ bemerkte Gerda und überlegte sich, wohin sie ihren Vater führen lassen sollte. Er brauchte gute Pflege, und es dauerte lange, bis er sich erholte.

Wenn er sich überhaupt erholte!

Sollte sie in einem Krankenhaus anfragen? Sollte sie versuchen, ihn zu sich zu nehmen? Sie wollte tun, was ihr irgend möglich war. Aber zu viel durfte sie nicht versprechen. Sie wußte ja, was ihr bevorstand. Auf Sommeranfang bekam Franzel ein Brüderlein oder ein Schwesterlein. Sie wurde wieder in die Klinik ge-

bracht. Und der Vater bliebe allein, mit der Lisa. Oder sollte sie gleich für eine Schwester sorgen? Es war nicht leicht, eine Entscheidung zu treffen.

Da schlug Vater Reichwein die Augen auf. „Wo bin ich?“ Er schaute sie alle verwundert an und redete noch verwirrt. „Was wollt ihr? Paßt doch auf, wenn ich diktieren! — Herr Schindler, nicht wahr, die Bestellung nach Luzern ist abgegangen?“

„Was für eine Bestellung?“

Nun entsann er sich, daß er auf dem Bureau war und die Sinne ihm auf einmal geschwunden waren. Jetzt fiel ihm auf, daß ihm das Reden Mühe machte und er die Worte zusammensuchen mußte. Auch die Zunge wollte ihm nicht gehorchen wie sonst. Und nun erkannte er Gerda und Martin Schindler und Doktor Oberholzer. Entsetzt und fragend schaute er sie an und versuchte, sich ein bißchen aufzurichten.

„Vater!“ Gerda faßte seine Hand und wischte sich die Tränen aus den Augen.

„So..., so weit ist's m... mit mir gekommen,“ sagte der Kranke.

Der Arzt sprach ihm zu, sich ruhig zu verhalten.

Da spürte Reichwein, daß er sein linkes Bein nicht mehr heben konnte und gar keine Empfindung hatte darin. Ein neuer Schrecken packte ihn. Er deutete auf das unbewegliche Knie und schüttelte den Kopf. „Bring mich heim, in die Nebelaube,“ bat er Gerda.

„Wenn's geht, wenn der Herr Doktor meint —.“ Sie schaute fragend nach dem Arzt.

Und Reichwein wiederholte: „Ich will heim! In einem Spital hielt ich's nicht aus. Wenn's schon ans Sterben geht, mag ich nicht lauter fremde Gesichter um mich haben. Die Marei wird sich alle Mühe geben.“

Doktor Oberholzer zögerte. Er wußte nicht, was er sagen sollte. Es kam ganz darauf an, wie sich der Patient erholte.

Wertvolle Minuten verstrichen.

Gerda machte Sigmund Bericht. Alsobald erschien er mit seinem Wagen.

„Werden wir den Transport wagen dürfen?“ erkundigte sich die Tochter beim Arzte.

„Heim! Heim!“ drängte Reichwein.

Doktor Oberholzer fühlte dem Kranken den Puls. Er besann sich und wartete zu.

„Was zögert ihr?“

Sie ließen ihn noch ein Weilchen liegen und gaben ihm, mit Wasser vermischt, dunkle Trop-

fen, die inzwischen in der nächsten Apotheke geholt worden waren.

„Wie ist dir, Vater?“

„Es geht.“ Reichwein hob den Kopf und schaute verwundert um sich. „In der Germe mußte es kommen!“ Dann schlummerte er. Aber im nächsten Augenblick schon rührte er sich wieder und war beunruhigt. Sein plumpe Bein regte ihn auf. Wird er nie mehr zum Stehen kommen? Wird er nun immer ans Bett, an die Stube gefesselt sein? Er war ein Gefangener. Sein ganzes Leben lang war er in fortwährender Bewegung gewesen. Er wußte nichts anderes, als daß er überall zugegen war und sich tummelte. Jetzt auf einmal war der Faden abgeschnitten. Er war an sein Lager gebannt.

Und die Germe? Wenn sie ihn heute heimbrachten, kam er je wieder hinunter? Er ließ seine Augen durchs Kontor wandern. In jeder Ecke, in jedem Winkel blieben sie einen Moment lang haften, an seinem Schreibtisch, an den hohen Regalen, an der Schreibmaschine, am Abreißkalender. Wie manche Blättchen konnten sie noch herunterreißen, — bis —; nein, er wollte den Gedanken nicht ausdenken. Ganz für sich hatte er vom geliebten Raume Abschied genommen, in dem er fast sein ganzes Leben verbracht hatte. Wichtige Entschlüsse waren hier gefaßt worden. Das Geschäft hatte sich vergrößert, und er war die Seele des Ganzen gewesen und hatte allein die Verantwortung getragen. Ein Lächeln der Befriedigung verklärte ihn. Er hatte sich keine Vorwürfe zu machen. Es war stets vorwärts gegangen. Freilich, Verluste hatten ihn nicht verschont. Aber sie waren immer zu ertragen gewesen, und schöne Gewinne hatten den Schaden wett gemacht.

Aber, was warteten sie immer noch und ließen ihn liegen?

„Wie ist Ihnen?“ Doktor Oberholzer nahm sich noch einmal gründlich des Patienten an. Er glaubte, nichts Neues mehr befürchten zu müssen. Er half selber mit, den Hilfslosen in den Wagen zu tragen.

Gerda hat den Arzt, beim Transporte dabei zu sein. So war sie ruhiger. Dann fuhren sie nach Hause.

Marei hatte daheim alles gut vorbereitet. Reichwein wurde ins Bett gelegt. Der Arzt gab ihr die nötigen Winke. Er wollte fleißig wiederkommen.

Der Kranke schätzte sich glücklich. Er war zu

Hause. Er hatte die Marei um sich und sah, daß sie sich alle erdenkliche Mühe gab, um es ihm an nichts fehlen zu lassen. Und Gerda versprach ihm, so oft und so lange herüberzukommen, als es ihr irgend möglich war.

„Du bist lieb!“ dankte er ihr, und als sie aus der Tür ging, bemerkte er noch leise: „Es ist gut, daß die Mutter das nicht mehr hat erleben müssen.“

Nun brachen ungemütliche, nicht enden wollende Tage an. Und draußen schien die Sonne. Es war das schönste Wetter. Der Sommer rückte ins Land. Marei öffnete die Fenster der Krankenzstube und ließ die warme Luft und den Hauch des üppigen Gartens ins Zimmer strömen. Reichwein schlummerte viel. Er war müde und fühlte sich so matt, daß ihm war, er würde nie mehr einen Schritt aus dem Hause tun. Aber mit der Zeit erwachten neue Lebensgeister, und es schien ihm, als wollten wieder etwas Gefühl und Kraft in das linke Bein zurückkehren. Die Hoffnung begann ihm ein leises Liedchen zu singen, erst nur flüsternd und leise, dann erhob sie ihre Stimme lauter, und Marei sorgte dafür, daß sie nicht mehr verstummte. Wenn Gerda mit Franzel kam, war's immer ein Fest für die Reblauben. Der kleine Knirps konnte zwar nicht begreifen, daß der Großpapa so still lag und ihn nicht auf die Arme nahm und durch's Haus trug.

Die Mutter tröstete ihn: „Warte nur, und der Opapa zeigt dir viel neue und lustige Sachen.“

Da klatschte er in die Händchen und rannte durch die Kammer.

Seit ein paar Tagen kam ein Masseur und arbeitete tüchtig an Reichwein herum. Es gelang ihm schon, das linke Bein leicht an sich zu ziehen. Jede Bewegung, die ihm gelang, bedeutete einen Triumph, und Marei und Gerda freuten sich mit. Da trat ein Stillstand ein. Es wollte nicht weiter vorwärts gehen, und noch durfte er nicht wagen, auf das schwache Bein zu stehen, geschweige einen einzigen Schritt zu machen.

Und Gerda blieb aus. Sie lag wieder in der Stadt. Ein allerliebste Mägdlein hatte sich angemeldet. Die Botschaft verbreitete in der einsamen Krankenzstube der Reblauben eine glückliche Erregung. Nun war's ein Bärchen, und Franzel hatte ein Gespänlein bekommen. Er konnte mit ihm spielen, und sie konnten allerlei fröhliche Streiche aushecken. Aber freilich, das

war noch nicht so bald. Und Reichwein fragte sich, ob er es wohl erlebte, daß die kleinen Knirpse in der Stube Fang mich spielten.

Da Gerda noch immer ans Bett gefesselt war, kam Sigmund gelegentlich, um nach dem Kranken zu sehen. Er erzählte vom Geschäft, vom Bau der Fabrik und wie er die Zeit kaum erwarten könne, bis die Maschinen in Betrieb gesetzt seien. „Und im Herbst ziehen wir ins neue Haus!“

„Wie weit ist es schon?“

„Die nächste Woche pflanzen sie das Lännlein auf. Dann halten wir das Aufrichtemahl.“

„Das ist schnell gegangen.“

„Aber das Bauen kostet Geld, Sapperment noch einmal!“

Es mußte wohl sein, wenn Sigmund so redete. Reichwein schaute ihn verwundert und fragend an.

„Da machen einem die Architekten schöne Pläne und Berechnungen, und wenn der Bau im Werden ist, rücken sie auf einmal mit neuen Verbesserungen und Zutataten auf. Da kostet's tausend Franken mehr, dort zweitausend, ich bin wirklich froh, wenn ich diese böse Zeit überstanden habe.“

„Du hast es ja so gewollt.“

Solches hörte Sigmund nicht gern. Wie ein Vorwurf hatte es geklungen. Er suchte ihn von sich zu weisen und schlug unversehens den Ton eines großzügigen Fabrikdirektors an. „Unser einer ist sich doch mit der Zeit etwas schuldig.“

„Und den andern wird man's“, schmälte Reichwein.

„Bagatellen! Wenn dann die Fabrik läuft, wird alles mit Siebenmeilenstiefeln eingeholt.“

Reichwein verdroß es, wenn Sigmund so großmäulig tat. Als er wieder allein war, begann er zu grübeln. Mitten in der Nacht verfolgten ihn die Gedanken an das neue, prunkvolle Haus seines kühnen, anspruchsvollen Schwiegersohnes.

Der Sommer zog durch's Land. Gerda war wieder zu Hause. Sie schien sich nicht so gut erholt zu haben wie das erste Mal. Oder drückte sie die Last der Arbeit und der Verpflichtungen?

Manchmal, wenn sie niedergeschlagen war und sich so matt zu Tische setzte, schlug ihr Sigmund vor: „Es geht nicht mehr anders. Du suchst ein Mädchen für die Kinder. Die Lisa hat mit dem übrigen noch genug zu tun.“

Aber Gerda war mit diesem Plane nicht einverstanden. Sie war die Mutter, sagte sie. Sie wollte sich mit den Kindern abgeben, und sie selber wollte die Freude erleben, wie sie gediehen. Sie wollte ihnen ihre ganze Liebe geben und hoffte, dafür Sonne und Dankbarkeit und eine tief in den Herzen Wurzel schlagende Unabhängigkeit zu ernten. So durfte sie schauen, wie eines aus dem andern wuchs, was jeder Tag

Denkweise Sigmunds enttäuschte sie. Sie litt unter ihr. Sie quälte sie. Seit wann machte es sich nicht gut, daß eine Mutter sich ihrer Kinder annahm? Abgründe taten sich auf. Gedanken kamen ihr geflogen, die sie mit aller Macht verscheuchte. Sie waren plötzlich wieder da. Woher nahm Sigmund die Berechtigung, so zu reden, so aufzutreten? Hatte er ganz vergessen, woher er kam? Er hatte nie erfahren, was für



Frühlingsblumen. Trauben-Hyazinthen (Muscari). Himmelblau.

für Überraschungen brachte, und wenn sie ihr ihre Ärmchen entgegenstreckten, nahm sie sie zu sich und ging mit ihnen spazieren.

„Es macht sich nicht gut, daß du die Kinder allein besorgst,“ hatte sich Sigmund einmal gewehrt.

Gerda erblaßte. Sie wußte nicht, wie sie ihm antworten sollte. „Es machte sich nicht gut!“ Was gingen sie die Leute an! Es waren ja ihre Kinder, und diese wollte sie nicht irgend einem fremden Menschen anvertrauen und an den Flügel sitzen und Bücher lesen und in der Welt herumkutschieren. Sie hatte doch Zeit, und wenn sie einmal knapp war, ließ sie etwas anderes liegen. Es machte sich nicht gut! Diese

ein Segen aus der treuen und unermüdlichen Obhut der Eltern den Kindern erwuchs. Den Vater hatte er jahrelang nicht mehr gesehen. Er wußte nicht einmal, wo er sich herumtrieb. Vielleicht war er übers Meer gegangen und hatte dort ein Glück gesucht. Die Mutter hatte er früh verloren. Er vermochte kaum sich an sie zu erinnern. Unter fremden Leuten war er aufgezogen worden, und wenn nicht ferner Stehende sich seiner angenommen hätten, was wär' aus ihm geworden? Sein guter Kopf war sein Stern gewesen, seine reichen Talente und Ideen, seine ungewöhnliche Begabung für die Musik, sein Humor und seine Geselligkeit. Aber das alles war ihm zu sehr bewußt geworden.

Die Menschen hatten ihn verwöhnt, und jetzt war er so weit, daß er das Schicksal herausforderte und eine Rolle spielte, die anspruchsvoll und selbstbewußt genug war.

Gerda hangte vor der Zukunft. Sie verfiel ärgerlichen Gedanken. Aber so tief sie sich im Neze grüblerischer Überlegungen verstrickte, entwand sie sich ihrer mit einem festen Rucke.

Nein, ihren Mann durfte sie nicht mit der Elle eines Durchschnittsmenschen messen! Wie viel verdankte sie ihm! Er hatte ihr in tausend Dingen die Augen geöffnet. Was für ein Kind war sie noch gewesen, als sie die Reblause verlassen! Bis in die letzten Jahre war sie wie blind durch die Tage geschlendert. Dann hatte der Kampf begonnen, und als sie gesiegt, waren neue Fragen aufgetaucht. Manches erschien ihr plötzlich ganz anders, als sie sich's vorgestellt. Aber es war auch so schön, und man durfte die Flügel nicht hängen lassen.

Wenn sie den Franzel sah, wie er an ihr emporfletterte und wenn sie ihn vor Freuden schreien hörte, waren alle Wolken verschweicht. Und jetzt hatte sich noch die liebe, kleine Ruth zu ihm gesellt, und bald verkurzweilten sie sich miteinander.

Ihrer guten Laune wurde stets ein Dämpfer aufgesetzt, wenn sie in die Reblause kam. Der Vater schleppte das linke Bein noch immer bedenklich nach, und ob der Masseur auch jeden Tag nach allen Regeln der Kunst rieb und knetete, die Lähmung wollte nicht weichen. Doktor Oberholzer war unermüdlich auf neue Mittel und Wege bedacht. Ein Professor wurde zugezogen.

Reichwein machte sich mit dem Gedanken vertraut, für immer an sein Heim gefesselt zu sein. Er mußte sich damit begnügen, sich an schönen Tagen auf die Veranda führen zu lassen. Oft aber und besonders, wenn das Wetter umschlug, erwachten grausame Schmerzen. Sie bohrten im Kopf, sie fuhren durch alle Glieder und vergällten ihm jeden Augenblick. In solchen Zeiten blieb er oben in seinem Zimmer, und Marei leistete ihm Gesellschaft.

Wenn's schlimm mit ihm stand, vertrug er auch den Franzel nicht. Gerda gab ihm unten in der Stube ein Spielzeug und kam allein herauf.

„So kann's nicht weitergehen“, sagte er einmal. „Es muß etwas geschehen, und alles muß in Ordnung gemacht werden.“

„Was meinst du?“

„Ich will wissen, wie's mit der Gerwe kommt.“

Martin Schindler hielt sich nun öfters bei ihm auf. Sie redeten stundenlang. Auch Sigmund wurde beigezogen, und Gerda als die einzige Erbin des schönen Geschäftes mußte mit ihrer Meinung herausrücken.

Es waren entscheidende und unruhige Tage. Um so unruhiger, als Reichwein immer deutlicher sah, wie die Dinge sich entwickelten. Es bestand kein anderer Weg, als daß sich eine Gesellschaft bildete, die die Gerwe kaufte. Der letzte Versuch des Prinzipals war gescheitert, das Geschäft seinen Nächsten in die Hände zu legen. Sigmunds Herz hing ganz an der neuen Fabrik, während Gerda auf der Seite des Vaters sich nur schwer mit dem Gedanken abfinden konnte, das blühende Weißwarenhaus preiszugeben.

Martin Schindler suchte Fühlung mit kapitalkräftigen Kaufleuten der Stadt, und es gelang ihm, ein paar Männer zu finden, die gesonnen waren, die Gerwe an sich zu ziehen. Der Prokurist, der sich überall auskannte, war als Leiter ausersehen.

Sigmund Bonbühl drang darauf, daß die Kaufsumme zum größten Teil in bar erlegt wurde. Wenn Reichwein gestorben war, konnte er das Geld gut brauchen. Sein neues Haus verschlang einen Betrag, der ihm zu schaffen machte.

Die Unterhandlungen strengten den Kranken zu sehr an. Sie mußten eine Weile unterbrochen werden. Aber die Angelegenheit ruhte nicht. Gerda war aufgeregt. Wenn Sigmund abends nach Hause kam, rückte sie mit mancherlei Bedenken heraus. „Wir müssen den Vater schonen. Du darfst nicht immer mit neuen Forderungen kommen.“

„Geschäft ist Geschäft!“

„Auch ich behalte noch gern einen Fuß in der Gerwe und möchte unter Umständen später ein Wort dazu zu sagen haben, wenn sie nicht im alten Sinn und Geiste fortgeführt wird.“

„Sentimentalitäten!“

Sigmund Bonbühl hatte nun einmal kein Empfinden für Familientradition.

Reichwein erholte sich.

Die Angelegenheiten wurden zu Ende gebracht, daß er zufrieden sein konnte. Auf Anfang Oktober ging die Gerwe in den Besitz der neu gegründeten Gesellschaft über. Der Kranke hoffte zuversichtlich, es so weit zu bringen, daß

er vorher noch einmal in die Stadt gehen durfte. Nur einmal noch wollte er sich in seinem Bureau umsehen, wo er alle Jahre hindurch gewirkt.

Das Wetter wurde schlecht. Eine schlimme Regenzeit setzte ein. Die Schmerzen wühlten, die Gedanken zermarterten den Kranken. Er mochte Sigmund Bonbühl nicht mehr sehen. Eine Enttäuschung über die andere hatte er ihm bereitet. Wenn er in die Reblaupe kam, begannen die Nerven zu zucken, und mehr als einmal kam Marei gesprungen: „Herr Doktor, es ist besser, wenn Sie nicht hinaufgehen.“

Gerda litt unter diesem gestörten Verhältnis. Sie hätte ihrem Vater so gerne einen stillen und gemächlichen Lebensabend gegönnt. Nun fiel er so ungemütlich, so unharmonisch, so stürmisch aus. Wenn sie irgendwie ein Stündchen erobern konnte, eilte sie zu ihrem Vater und wandte ihre beste Kraft auf, wieder etwas Heiterkeit und Fröhlichkeit ins Haus zu tragen. Aber es war ein eitles Unterfangen. Der Vater hatte in den letzten Wochen das Lachen verlernt. Sein körperlicher Zustand und die Sorge um die Gerwe plagten ihn unaufhörlich.

„Es kommt ja nun alles gut“, tröstete sie ihn.

Er schüttelte den Kopf und machte mit der Rechten eine unmißverständliche Gebärde.

Mit Anfang Herbst brachen wieder ein paar sonnigere Tage an. Ein milder Glanz lag über der Stadt. Aber Doktor Oberholzer verbot dem Kranken die Fahrt in die Gerwe. Und bald war's Oktober!

Martin Schindler tauchte wieder öfters in der Reblaupe auf. Nicht selten traf er mit Gerda zusammen. Aber sie schienen einander nicht mehr viel zu sagen zu haben. Eher, um eine unheimliche Stille auszufüllen, als angenehme Erinnerungen aufzufrischen zu wollen, brachte er einmal die Rede auf Schulein und den Piz Nisella.

In Gerdas Wangen stieg ein feuriges Rot. Das waren noch Zeiten gewesen! Waldmüller! Das Glockenwunder! Wie vieles war seitdem über sie gegangen, und manches hatte sich anders gestaltet, als sie gedacht. Die Mutter lebte nicht mehr, und der Vater wie lange noch?

Martin Schindler? Er hatte es immer gut gemeint mit ihr. Aber alles hatte sich damals in ihr gewehrt, daß sie ihm ernstlich Gehör schenkte.

Nun folgten sich die Ereignisse Schlag auf Schlag. Das neue Haus stand bezugsbereit.

Villa Aurora hatte es Sigmund getauft. Das klang gar vornehm, fremdländisch, anspruchsvoll. Gerda hatte einen schlichten, bescheidenen Namen vorgeschlagen: Sonngütli. Aber sie war nicht durchgedrungen und hatte sich ihrem Manne fügen müssen. Es kränkte sie. Aber das war ganz Sigmund. Aurora! Villa Aurora! Die Morgenröte! Jetzt mußte sie aufgehen, und dann kam die Sonne, das Glück!

Ein paar Tage vor dem Umzug besuchten sie das schlüsselfertige Haus. Gerda hätte gerne ihren Vater mitgenommen. Aber er mußte daheim bleiben. Er fürchtete auch, der Gang durch die Villa würde ihn aufregen. Er konnte sich vorstellen, wie sie aussah. Er kannte ja die Pläne und das hübsche Bild des Architekten.

Es war ein milder Herbstabend. Die Sonne stand am Himmel. Sigmund fuhr über die Höhen. Blätter tanzten von den Bäumen. Sie fielen in den offenen Wagen und legten sich müde an Gerdas Seite. Sie war nicht in bester Stimmung. Sigmund aber scherzte in festlicher Laune. Vor einem schönen Portale hielt er an. Ein Zaun von feiner, schmiedeeiserner Arbeit umfriedete das prächtige Gut. Sie betraten den Garten. Es hatte viele und umständliche Erdbewegungen gebraucht, ihn so gefällig anzulegen. In drei Terrassen, die durch kurze Treppen verbunden waren, baute er sich auf. Viel Zwergobst war angepflanzt. Ganz vorn, wo man den herrlichsten Blick über die ganze Stadt genoß, stand ein niedliches Häuschen, aus grünen Laternen errichtet, das für den Sommer bestimmt war. Hier konnte Gerda mit ihren Kindern ganze Nachmittage verbringen. Sie las, sie strickte, Franzel sprang über den zarten, samtenen Rasen, und Ruth schlief im Wagen. Sie waren durch nichts gestört. Denn das Geräusch und Getriebe berührte nur sachte die blumige Hügelwelle. Mit einer kühlen, aristokratischen Geste wußte sie sich alles Getümmel der Menge vom Leibe zu halten und sonnte sich in der geruhigen Erhabenheit über das Gewoge der Menschen.

„Ist das nicht ein großartiger Fleck Erde? Hätten wir irgendwo einen bessern ausfindig machen können?“ wandte sich laut triumphierend Sigmund seiner Frau zu.

Gerda schwieg. Die Pracht und der Pomp, der da entfaltet war, beängstigten sie. Sie getraute sich kaum, ins Haus zu treten. Wenn innen alles so aufs Feinste eingerichtet war wie die Umgebung, wie mußten da die Gänge, die

Zimmer anschauen! Es war freilich nicht das erste Mal, daß sie das Haus betrat. Aber vorher hatten noch in allen Winkeln und Räumen die Handwerker gehämmert, Tapeten wurden aufgeklebt, in der Küche wurde der Boden gelegt, Bretter und Kübel und Leitern standen herum. Es roch nach Ölfarbe und Terpentin. In allen Gängen herrschte eine verwirrende Unordnung. Jetzt aber war alles fortgeräumt, blitzblank waren die Zimmer gepußt. In der künftigen Stube und im Musiksalon lagen bereits die neuen Teppiche am Boden. Wie ein Spiegel glitzerte die Küche. Eine heimelige Wärme erfüllte das ganze Haus. Die Zentralheizung brännte. Man wollte die Mauern und Wände noch völlig und schneller austrocknen lassen, denn erst vor ein paar Tagen hatte der letzte Handwerker das Haus verlassen.

„Freust du dich nicht, Gerda?“

„Es ist gut, daß der Vater nicht bei uns ist“, sagte sie. „Das wär' ihm alles zu teuer, zu aufdringlich!“

„Und dir?“

„Ich werde mich erst daran gewöhnen müssen. Du weißt auch, ich bin noch vom alten Schrot und Korn.“

Sigmund hatte erwartet, daß sie in eitel Entzücken ausbreche. Nun war sie bloß mit halber Begeisterung dabei. Das schmerzte ihn.

Sie stiegen über die Treppen in das erste Stockwerk. Jedes Zimmer erhielt seine Bestimmung. Hier, in diesen hellen Raum kamen ihre Betten zu stehen. Nebenan schliefen die Kinder. Und wenn sie spielen wollten, hielten sie sich in ihrem besondern Stübchen auf. „Der Franzel wird Augen machen.“

Eine Verandatür war geöffnet. Sigmund trat auf den Balkon. Gerda folgte ihm. Hier wurde sie von der Pracht des Blickes übernommen. Jetzt endlich brach sie in hellen Jubel aus und freute sich des Glückes, von nun an in diesem Paradiese wohnen zu dürfen.

Sigmund lächelte. Er hatte schon gewußt: Gerda war nicht so blind, daß sie auf die Dauer verkannte, was für einen trefflichen Tausch sie im Begriffe waren zu machen.

„Wir sind noch lange nicht fertig“, winkte er ihr und führte sie zwei Treppen höher. Hier im Dachraum waren drei große, helle Mansarden untergebracht. Die schönste, der Stadt zu, war für Besuche bestimmt, die eine der Kleinern bezog Lisa, das Mädchen, die andere eine weitere Hilfe, die Gerda gewiß bald in den Dienst

nahm. Denn so ein Haus gab Arbeit, wenn es in gutem Stand gehalten werden wollte.

Zuletzt kamen der Keller an die Reihe, die Waschküche, die Glättstube. Alles stand gebrauchsfertig da. Man hatte nur den Hahn zu drehen, und das Wasser sprudelte in den Trog.

„Das ist dein Reich!“ bemerkte Sigmund scherzend und ließ Gerda bei der Wäschemaschine zurück. Er selber schaute sich gründlich im Keller um. Hohl kante es durch den leeren Raum: „Hier führe ich das Szepter. Morgen will ich ein Fäßchen Westliner bestellen, und hierher kommt das Gestell mit den Flaschen. Da soll's mir an guten Weinlein nicht fehlen.“ Er schmunzelte. „Du mußt übrigens wissen, ich habe ein paar gute Freunde von den Burgundern zur Hausrücke eingeladen. So ein Haus wird nicht so sang- und klanglos bezogen.“

Noch am gleichen Abend suchte Gerda für ein Viertelstündchen ihren Vater auf. Die Schilderungen, die sie ihm entwarf, setzten ihn in Erstaunen.

War es Sigmund gelungen, seine Tochter ganz in sein Fahrwasser zu treiben? „Es gefällt dir also auch nicht mehr hier?“ fragte er sie, und ein schmerzlicher Zug kam in sein Gesicht.

„Ich hab's nicht so gemeint“, beruhigte sie den Vater. „Aber wenn du mit uns gewesen wärest, du hättest auch sagen müssen: da muß einem das Herz aufgehen.“

Sigmund lebte in einer teuern Zeit. Das Geld floß ihm wie Wasser durch die Finger. Auf einmal entdeckte er, daß ihm zur Ausstattung des neuen Hauses noch manches fehlte. Und eines rief dem andern. Die Aussteuer Gerdas reichte nicht aus, die Villa Aurora von zu unterst bis zu oberst zu möblieren, und da alles auf einander abgestimmt sein mußte, galt es tief in die Tasche zu langen. Da gehörte noch ein Kasten hin, dort ein Buffet; ein halbes Duzend Stühle hatte er bestellt, Rohrstuhl und eine Blumentreppe für die Veranda, Möbel in den Garten, Werkzeuge; und nun rückte auch Gerda noch mit Wünschen heraus. Sie brauchte neue Vorhänge, die zu den Tapeten paßten, einen Staubsauger für die Teppiche, Geschirr in die Küche, Flaschen, Gläser. Wenn die Burgunder zur Hausrücke kamen, mußte sie gut ausgerüstet sein.

Sigmund kratzte sich in den Haaren. Er verdiente ein schönes Geld. Aber nun schwellten die Ausgaben ins Beträchtliche an, und er

mußte bald nicht mehr zu wehren, als die Rechnungen einliefen. „Die sollen warten!“ meinte er einmal verdrießlich, als er eine neue Note mit einem erschreckenden Posten entfaltete.

Und nun kamen die Kosten des Umzuges dazu!

Zum Glück glänzte der letzte Septembertag in blendender Sonnenpracht. Sigmund hatte sich freimachen können. Er überwachte die Leute, die die schweren Möbelfstücke in den hohen Wagen trugen. Gerda stand im Hause und hatte acht auf die Kisten mit dem zerbrechlichen Geschirr. Lisa hatte auch alle Hände voll zu tun. Die Kinder waren beim Großvater. Marei unterhielt sie, und Reichwein hatte große Freude, einmal seine beiden Enkelkinder bei sich zu haben. Franzel war wie Quecksilber. Er stürmte und johlte durch die ganze Reblaupe. Nirgends hatte er Ruhe. Er tummelte sich im Garten, und Marei hatte die liebe Not, mit beiden zu gleicher Zeit fertig zu werden. Schrie das Ruthli in einem Winkel, rief Franzel aus einem andern. Wo war er überhaupt? Sie hörte etwas rumoren im Kohlenkeller; im nächsten Augenblick schlug er Lärm auf dem Gang; nun kletterte er über die Treppe, hinauf zum Großvater und wollte ihm zeigen, was er gefunden hatte: er streckte ein riesiges Messer, das Transchiermesser, mit dem Marei die schweren Fleischstücke bearbeitete und die Knochen herauschälte.

„Marei, Marei!“

Reichwein rief ihr in großen Angsten.

Sie kam gesprungen. Da war der Knirps schon fort und hatte sich irgendwo versteckt. Wo war er nur hingekommen? Er rührte sich nicht.

„Wo bist du?“

Nicht das Geräusch eines Mäuschens!

„Franzel!“

Sie öffnete alle Türen und guckte in alle

Ecken. Wenn er sich weh getan hätte!

Nun meldete sich auch das Ruthli. Es schrie, als ob es an einem Spieße steckte.

Marei rannte zurück. „Ich komme!“

Auf einmal ein lautes Gepolter auf dem Balkon. Als ob ein Erdbeben alles durcheinander rüttelte.

Die alte Magd ging dem Schüttern nach. Die spanische Wand war umgefallen, und nun kam der Franzel dahinter zum Vorschein und schaute sie selber erschrocken an.

Du liebe Zeit! Sie wollte froh sein, wenn die Mutter ihre Kinder wieder holte.

Als es schon dunkel war, fuhr Sigmund mit dem Wagen vor. Gerda erzählte dem Vater vom glücklich beendeten Umzug. „Freilich“, sagte sie, „hebt ist noch alles drunter und drüber bei uns, in ein paar Tagen sieht's schon wohnlicher aus. Dann holen wir dich einmal, wenn du munter und gut aufgelegt bist.“

„Das wird noch lange dauern“, meinte Reichwein und tat einen tiefen Atemzug. „Jetzt seid Ihr wieder ein Stück weiter weg von mir. Wir sehen uns immer weniger, und wenn Ihr so fürstlich eingerichtet seid in der Aurora, gefällt's Euch erst recht nicht mehr in der altväterischen Reblaupe.“

„Du weißt, Vater, daß ich stets gerne bei dir bin.“

Auch Sigmund redete ihm zu.

Nun war's aber höchste Zeit, daß sie die Kinder zu Bett brachten. Sigmund hob den Franzel auf den Arm, Gerda die kleine Ruth. Marei begleitete sie noch zum Wagen, und als die Türe zugeschlagen wurde und das Auto mit einem lauten und schrillen Signal davonsob, atmete Marei auf: Gottlob und Dank! So einen strengen Tag hatte sie lange nicht mehr gehabt.

(Fortsetzung folgt.)

Meeresstille.

Tiefe Stille herrscht im Wasser,
Ohne Regung ruht das Meer,
Und bekümmert steht der Schiffer
Glatte Fläche ringsumher.

Keine Lust von keiner Seite!
Todesstille fürchterlich!
In der ungeheuern Weite
Reget keine Welle sich.

Goethe.

Auf indischen Meeren.

Reiseerinnerungen von Paul Raef.

Rock und Rocksaum wurden nach Möglichkeit ausgewunden und in neue Falten gelegt; aber auf ein Trockenwerden während kurzer Wartezeit war natürlich nicht zu hoffen; im Gegen-

teil rief die einsetzende Verdunstung ein Frösteln hervor. Also hieß es, sich wieder Bewe-
gung zu machen. Gilig wurde nach einem Ba-
zar gefahndet, der auch mir einen Regenschirm